

# Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

## Die Franktireurs.

Kriegserzählung von F. G.

(Nachdruck verboten.)

6)

Aber auch von drüben fielen Schüsse — rechts und links knatterte es, daß eine Pferd bäumte sich empor, und der Offizier sah wohl ein, daß sie es hier nicht mit einzelnen, sondern mit dem ganzen Städtchen zu tun bekämen, denn jetzt wurde auch das Volk leiser und drängte heran, und ein Bauernwagen, der gerade auf der Chaussee hereinkam, fuhr quer über die Straße hinüber, als ob er diese absperren wollte.

„Fort! Mir nach!“ schrie der junge Leutnant, und seinem Pferde die Sporen gebend, flog sein wackeres Tier mit ihm die Straße entlang. Die drei Ulanen folgten ihm auch eine Strecke; da knatterte wieder eine Salve, und der eine der Leute taumelte in seinem Sattel. Noch trug ihn das treue Tier, aber auch dieses traf eine Kugel, so daß es schwankte und zusammenbrach.

Vor ihnen hielt der Wagen, dessen eine Pferd ebenfalls von einer ungeschickten Kugel getroffen, stürzte; an beiden Seiten desselben flogen drei der wackeren Reiter vorüber — aber der vierte konnte nicht mehr folgen, und erst, als sie ihn vermißten, wollten sie wieder umkehren, um ihn nicht im Stich zu lassen — aber sie sahen bald das nutzlose eines solchen Versuches ein.

Wo die Bewohner von St. Rosaire alle so rasch die Waffen herbeikommen hatten, war unerklärlich, aber wie in einem dunklen Zug drängten sie aus der Stadt heraus, und wenn sie auch mit den abgefeuerten Gewehrschüssen noch keinen Schaden taten, so wäre es doch unmöglich gewesen, ihnen Widerstand zu leisten oder sie zurückzuwerfen.

Sie mußten den Kameraden im Stich lassen, und seine Zähne in Ingrimm fest zusammengebissen, hielt der junge Offizier einen Moment, selbst unter den oft dicht neben ihm einschlagenden Kugeln, auf der Straße und starrte auf die sich heulend näher wälzende Bande — dann aber lenkte er sein Pferd zur Seite und setzte mit seinem Tier über den linken Chausseegraben, um den Rückweg um die Stadt herum anzutreten.

Als das wackere Rosß drüben den anderen Rand erreichte, zuckte der Reiter zusammen und biß vor Schmerz die Zähne aufeinander. Der linke Arm hing ihm kraftlos an der Seite und er mußte sein Tier mit der Rechten führen; aber ohne auch nur einen Moment anzuhalten, verfolgte er seinen Weg, und quer über die Felder ging es in einem Bogen fort.

Von St. Rosaire aus wurde natürlich, während sich die jetzt herausgeströmte Bevölkerung ein Veranlassen daraus machte, noch immer hinter den flüchtigen Ulanen herzufeuern, ein Triumphgebrüll ausgestoßen, aber die Kugeln taten in der Entfernung keinen Schaden mehr, wo sie in nächster Nähe nur so wenige getroffen hatten — und doch waren sie nicht ohne jede Wirkung geblieben. Der junge Offizier hatte eine Kugel durch den linken Oberarm bekommen, das Pferd des einen Ulanen war durch den Hals geschossen und blutete stark, und der andere Ulan hatte einen Schuß durch den rechten Oberschenkel, der ihn aber nicht verhinderte, noch fest im Sattel zu bleiben. Jetzt galt es nur, die größere Abtheilung wieder zu erreichen, um ihren Empfang in St. Rosaire zu melden.

Der Jubel übrigens, der jetzt in der kleinen Stadt ausbrach, war unbeschreiblich. Der Kapitän der Frank-

tireurs hatte rasch wieder seine bunte Uniform angezogen und eilte auf die Straße hinunter, und die Leute feierten die Heldentat, daß sie hinter ein paar einzelnen Reitern hergeschossen hatten, mit einem Enthusiasmus, als ob sie die fremden „Eroberer“ dadurch aus dem Lande gejagt und das Vaterland gerettet hätten. Von allen Seiten strömten die Leute hinaus zu der Stelle, wo der eine unglückliche Ulan gefallen war, und wie die Furien fielen besonders die Frauen über ihn her, griffen seine Lanze auf, rissen seinen Säbel aus der Scheide und zerstückten und zerhieben den Körper in wirklich unmenschlicher Weise.

Der arme Teufel war allerdings schon tot, denn er hatte einen Schuß mitten durch die Lunge bekommen; aber es ist eine wunderliche Tatsache, daß gerade die älteren Frauen in solchen Zeiten oft zu Megären werden und grausamere Dinge ausführen, als selbst der sonst rohere Mann ausüben mag.

Nehmen wir die Weiber der nordamerikanischen Wilden, die, während die Männer zuschauen, allein den an den Pfahl gefesselten Gefangenen zu Tode martern — nehmen wir die französischen Weiber aus jener furchtbaren Revolution, wo der Arm jedes Henters erlahmt wäre und eine Maschine erfunden werden mußte, um die zahllosen Opfer zu morden. Und sonderbar! Sobald man darauf achtet, findet man eine Menge solcher Charakterzüge, die gerade die Franzosen mit wilden Stämmen eigen haben, wie sich denn auch in fernen Weltteilen keine Nation in das Leben unzivilisierter Stämme so leicht und rasch hineinfindet, als eben die französische.

Es war ein schrecklicher Anblick, dieser Schwarm von Megären, die ihre sonst machtlose Wut an dem leblosen Körper des unglücklichen Soldaten ausließen, und selbst viele der Männer wandten sich in Ekel davon ab. Aber die französische Presse trägt die Haupt-, ja vielleicht die alleinige Schuld aller jener Ungeheuerlichkeiten, die im Kriege vorkamen, denn einestheils aus wirklicher Dummheit, andererseits aber auch, um den Nationalhaß der Franzosen zu äußerster Wut anzutreiben, hatte sie ja solche wahnsinnigen Lügen über die deutschen Soldaten verbreitet, daß das ungebildete Volk und selbst auch Tausende von solchen, von denen man etwas mehr ethnographische Kenntnisse hätte erwarten können, in ihnen nur eben wilde Barbaren und Schensale sahen, die man das Recht hätte, von der Erde zu vertilgen.

Durch diesen allerdings sehr billigen Sieg war aber doch plötzlich ein ganz eigener kriegerischer Geist in das junge Volk gefahren, und François, der die Stimmung benutzte, fand eine Menge geneigt, in seine kleine Truppe einzutreten. Hatten sie doch die „Preußen“ laufen gesehen und dadurch Mut und Vertrauen in ihre eigene Kraft und Unbesiegbarkeit gewonnen — daß sie die hundertfache Mehrheit dabei gehabt, kam nicht in Betracht. Und jetzt begann ein Jubeln und Loben im Orte, wie man es in dem stillen St. Rosaire lange nicht gesehen. Die Wirtschaftshäuser füllten sich, und bis in die späte Nacht hinein wurde gezecht und gesungen.

Allen Bewohnern von St. Rosaire war aber bei der Sache doch nicht so wohl, und unter diesen befand sich vor allen anderen der Maire, den auch allein bei einer etwa

stöhnenden Wiederbergeltung die Verantwortung traf. Französische Truppen lagen, wie er recht gut wußte, nirgends dort im Bereich — sie waren alle entweder nach Norden oder hinter Paris zurückgezogen worden, und auf eine solche Hilfe war deshalb in keinem Fall zu rechnen. Rückten aber die Feinde wirklich an, dann blieben sie ihnen in ihrer offenen Stadt preisgegeben, denn daß die Franktireurs den Angriff bedeutender Truppenmassen nicht abhalten konnten und nicht abwarten würden, lag auf der Hand. Der Maire wünschte deshalb auch besonders den verstümmelten Leichnam des Ulanen sobald als möglich aus dem Wege zu schaffen, und wie sich das schon halbtrunkene Volk in der Stadt sammelte, nahm er sich einige zuverlässige Leute, ging mit denselben auf die Straße hinaus und ließ den entstellten Körper auf dem Felde eintragen.

#### 4. Die Strafe.

Dieser Abend verging den Bewohnern von St. Rosaire wie in einem Siegestaumel, und alle Spottlieder, die man auf die „Preußen“ kannte, wurden abgesungen — aber schon der nächste Morgen brachte eine Ernüchterung, da noch dazu der Postbote eintraf und neue Zeitungen und damit neue Unglücksbotschaften brachte. Die Deutschen waren überall, trotz der ununterbrochen gemeldeten französischen Siege, vorgerückt und besetzten einen Teil des Landes nach dem andern, aber das Schlimmste blieb, daß sich die Armee des Prinzen „Frederic Charles“, die bis dahin vor Metz gelegen, nach Westen gewandt hatte, um gegen Orleans zu marschieren, und auf diesem Wege kaum versehen konnte, St. Rosaire zu berühren.

Die ruhigeren Bürger, besonders die wohlhabenden, hatten nun allerdings nichts mit dem gestrigen „Kampfe“, wie man es nannte, zu tun gehabt, aber würde darauf wohl Rücksicht genommen werden? — Schwerlich, denn was die Stadt verübt hatte, mußte die Stadt auch büßen, und eine eigene Unruhe kam in die Leute, die sie bis dahin noch nicht gekannt, und die, auch wohl ihre Berechtigung haben mochte, ja durch die Nachricht, die abends eintraf, nur noch bestärkt und vermehrt wurde.

Der Postbote von Osten her traf nämlich ohne seine Briefe ein, er war von einer Patrouille der „Preußen“ aufgehoben worden und erzählte wahre Mordgeschichten aus dem von dem Feinde okkupierten Lande, ja sprach sogar seine Ueberzeugung aus, daß sie die „Barbaren“ auch in kürzester Frist hier in St. Rosaire haben würden, da jetzt alles nach Paris zu stürmte, dort — wie sie sich gerühmt hätten — den Frieden zu diktieren.

Francois Salute hatte indessen in dem kleinen Orte selbst etwa fünfzig junge Leute angeworben, und wenn es denen auch noch an einer regelmässigen und militärischen Bewaffnung fehlte, so schien sich doch jeder wenigstens vorderhand irgendeine Art von Gewehr und Munition dazu — und wenn es selbst grobes Schrot gewesen wäre — verschafft zu haben. Einige trugen Doppelflinten, andere Büchsen — wirkliche Musketen mit Bajonett führten nur wenige, und Chassepots allein die schon früher ausgerüsteten. Ob aber der Kapitän der Franktireurs einsah, daß er mit dieser Truppenmacht keinen Feldzug beginnen könne, oder ob er sich selbst von dem Schavplaz seiner letzten „Tat“ zurückziehen wünschte, am Nachmittag war die Marschkolonne fertig und zog unter den Klängen einer einzelnen Trompete, auf welcher der Künstler, der jedoch ebenfalls sein Gewehr trug, die Marzeillaise blies, zum Tor hinaus. Gestern würde er noch eine stürmische und jauchzende Begleitung des ganzen Ortes gehabt haben, heute bei ruhigerem Blut schien man sich auf keine lärmenden Demonstrationen mehr einzulassen zu wollen. Die Wut war gekühlt worden, und die kleine Truppe verfolgte ihren Weg — die Straßenjugend ausgenommen, die ihr noch eine kurze Strecke das Geleit gab — nein.

Francois hatte allerdings noch vorher von Reannette Abschied nehmen wollen, das junge Mädchen aber, das sich auf das entschiedenste weigerte, nicht mehr sehen können, und nur der Rutter versprochen, bald als Sieger zurückzukehren, wonach das „hochmüthige Ding“ schon zahm werden würde. Als er vorüberzog, stand Madame Boissere im Fenster und winkte ihm huldvoll zu, und der kleine Zug, von dem sich aber doch einzelne Glieder ablösten, um noch einmal im Wirtshause einen Abschiedstrunk zu tun,

nahm eine echt kriegerische Haltung an — die aber selber nicht lange dauerte.

Die Strafe herauf flog auf schnaubendem Rappen ein Reiter und stieß seinem schäumenden Tiere nur noch immer befehliger die Sporen ein. In der Stadt selbst war er schon von verschiedenen Seiten angerufen worden, ohne daß ihn das vermocht hätte, sich aufzuhalten oder irgend welche Antwort zu geben. Nur erst, als er in Sicht der Truppe kam, zügelte er sein wie rasend gewordenes Tier ein und brachte es auch, als er an Francois hinankam, zum Stehen.

Die Franktireurs hatten sich indessen, wie sie nur die klappernden Hufe hinter sich auf dem Pflaster hörten, ohne irgend welchen Befehl abzuwarten, in ihrer Kolonne aufgelöst, um vor allen Dingen erst einmal zu sehen, was es da gäbe; der Reiter aber winkte den Kapitän der Schar zu sich heran, und als Francois an seine Seite sprang, flüsterte er ihm zu:

„Nehmt euch in acht, Kapitän — der Feind kommt — in einer Stunde können sie hier sein.“

„Torheit“, rief der junge Mann, verächtlich den Kopf auf die Seite werfend — „ein paar Ulanen vielleicht wieder, die das Land in Schrecken setzen wollen. Wir wissen, wie wir mit denen fertig werden.“

Der Reiter trug selbst Waffen und schien irgend einem Streifcorps anzugehören. Er hatte allerdings keine Uniform, aber doch eine militärische, oder wenigstens Dienstmütze auf, einen Säbel an der Seite und am Sattel ein paar Pistolenhalter. Er mußte auch im Gefecht gewesen sein, denn an seiner linken Wange lief eine frische Wunde hin, als ob ihn da eine Kugel gestreift hätte, und die ganze Seite war mit Blut betropft.

„Ich war zwischen ihnen“, fuhr er fort. „Unser sechs wollten wir nach Sarbonne vor, um dort Lebensmittel zu holen, als die ganze Gegend plötzlich wie von Kavallerie schwärmte. Ulanen mochten es etwa fünfzig sein, die ich nur flüchtig gezählt, die Straße selbst aber war mit einer Unmasse blauer Husaren bedeckt, von denen uns eine Patrouille in die Flanke kommen wollte. Das gelang ihnen auch fast vollständig, denn wir hatten keine Ahnung einer Gefahr gehabt und waren zu leichtsinnig vorgeritten. Von zwei Seiten brachen sie plötzlich auf uns ein — zwei der Unseren sah ich fallen, drei wurden umzingelt und wahrscheinlich gefallen, und mir selbst gelang es nur mit Hilfe meines ausgezeichneten Pferdes, den Waldbrand zu erreichen, hinter dessen Büschen ich ihnen glücklich entkam. Allerdings feuerten sie ihre Karabiner hinter mir her, aber nur die eine Kugel streifte meine Wade und ich war gerettet.“

„Und wo sind sie jetzt?“

„Auf der Straße zwischen Sarbonne und hier — jedenfalls halten sie aber den breiten Weg, während ich über Noisly herüber ein gut Stück abschneitt. Hier liegt doch kein französisches Militär im Orte?“

„Nein — nichts, als was Ihr hier seht.“

„Dann fort“, rief der Reiter wieder — „gleich dort drüben erreichen wir das Bois de Laine, und erst einmal dort, sind wir ihnen aus den Augen.“

„Diable“, brummte Francois vor sich hin — „und sollten wir die Bande nicht zurückschlagen können?“

„Hätten wir Linieninfanterie hier, vielleicht“, sagte der Reiter, finster mit dem Kopfe schüttelnd, „aber das aufgesehene Gefindel da hält keinen Angriff aus. Bei Veronne sind sie uns neulich gefangen, daß wir sie kaum wieder einholen konnten. Wollt Ihr bleiben“, setzte er hinzu, als Francois noch unschlüssig stand — „meinetwegen, Ihr werdet aber bald einssehen, daß ich recht gehabt — ich danke für ein neues Konfite — ich muß hinüber, um die Meldung im Depot zu machen“, — und sein Pferd wieder herumwerfend, galoppierte er noch etwa hundert Schritt die Straße entlang, setzte dann über den Graben und sprengte dem Rande einer weiten Wäldung zu, die sich von dort aus ziemlich dicht zur Stadt heranzog.

Francois war wirklich einen Moment unschlüssig gewesen. — Wenn sie nun die Straße verbarrikadieren und die Häuser besetzen — aber die offene Stadt hatte so viele Eingänge, und wenn er dann seine, gar nicht etwa kriegsfähige Truppe ansah — es ging nicht. Sein Kommandoruf sammelte die Schar wieder nöthigst zusammen, und etwas rascher, als es wohl vorher seine Absicht gewesen, nahm der Schwarm die nämliche Richtung nach dem Ge-

hölz zu, in der ihnen der Reiter wenige Minuten früher vorangegangen.

In St. Rosaire herrschte indessen eine nicht geringe Aufregung, denn wenn die Leute auch keinen bestimmten Grund zu irgend einer Furcht hatten, so wußten sie doch, daß etwas Außergewöhnliches vorgegangen sei, daß mit dem Feinde in Verbindung stehen mußte. Das blutige Gesicht des Reiters war ihnen nicht entgangen, und einzelne behaupteten sogar, daß sie nach Osten zu einzelne Schüsse gehört hätten, die nur von den Preußen abgefeuert sein konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Und eh' du's gedacht,  
Verlassen dich beid'  
Und gehen, dem Herrn zu sagen,  
Wie du sie getrag.

## Bismarck.

(Schluß.)

Hier treffen wir auf eine Eigenschaft der Bismarckschen Politik, die man gar nicht stark genug hervorheben kann, um ihn zu verstehen: Bismarck stand zu den Parteien in Preußen und im Reich völlig abseits. Er hat in Preußen der konservativen Partei und Gesinnung und Politik nie Steine in den Weg geworfen, aber im Reich, glaubte er, sei eine konservative Politik auf die Dauer unmöglich. Er hatte die große Bedeutung und Kraft der ultramontanen Bewegung vor Augen und meinte, gegen die katholische Partei sei eine konservative Politik unfähig, da könne nur der Liberalismus etwas ausrichten. Ich halte das für einen großen Irrtum, aber der Fürst glaubte nun einmal so; daß dieser Glaube ihn in seiner inneren Politik viel gehindert hat, liegt vor aller Augen. Ich glaube, daß die Hineinigung zu dem baskischen Liberalismus ihn gehemmt hat in der Erkenntnis der sozialen Zustände. Wenn man die Entwicklung der heutigen Sozialdemokratie betrachtet, so muß man sich wundern, daß 15 Jahre hindurch, von 1863, wo Lasalle zum ersten Male auftrat, bis 1878, dem Jahre der beiden Attentate auf unseren alten Kaiser, eigentlich so gut wie gar nichts in den sozialen Dingen geschah, daß die Umsturzpartei schreiben, drucken, reden konnte, was sie wollte, daß man ihr in ihrer Organisation in keiner Weise entgegentrat. Eine kleine Novelle zur Verbesserung des Pressegesetzes war tatsächlich das einzige, was die damalige Regierung dem Reichstage vorschlug. Und als der Reichstag sie ablehnte, legte man die Sache zu den Alten und tat gar nichts. Die soziale Frage in ihrer sozialdemokratischen Gestalt — und so haben wir in Deutschland sie von Anfang an kennen gelernt — war ja allerdings nur eine Wolke am fernen Horizont, aber ein sozial tiefblickender Staatsmann hätte an dieser Wolke schon sehen müssen, gerade wie einst der Prophet Elias auf dem Karmel: aus dieser Wolke, wie eine Hand breit, wird ein Ungewitter werden. Statt dessen — der Fürst Bismarck hat uns das im Reichstag selber erzählt — plauderte er in seinem Minister-Palais mit Lasalle über das Stimmrecht, über die Parteien; er erzählte uns einmal im Reichstage, Lasalle sei eigentlich ein ganz interessanter Mensch gewesen, auch in seinem Sinne monarchisch, nur habe er nicht genau gewußt, ob seine Monarchie eine Hohenzollernsche oder Lasallesche werden würde. Ich sollte meinen, wenn man es mit einem solchen Manne zu tun hat, dann fragt man nicht bloß nach dem Interessanten an ihm, sondern nach dem Gefährlichen. Und daß dieser hochbegabte jüdische Agitator eine ungeheure Gefahr für unsere arbeitende Bevölkerung in sich schloß, das mußte jemand, der diese Dinge amtlich zu leiten hatte, klar erkennen. Bismarck hat ja nachher diesen Fegler gut gemacht.

Als er daran ging, die soziale Frage in die Hand zu nehmen, da hat er an den bedenklichsten Punkten angefangen. Er hat der Arbeiterwelt in ihrer Not Hilfe bringen wollen, in Krankheitsfällen die Krankenversicherung, in Unfällen die Unfallversicherung, im Alter die Invaliden- und Altersversicherung. Kein

politischer Kopf wird bestreiten, daß diese Punkte die notwendigsten waren. Fürst Bismarck hat auch der Botschaft unseres Kaisers, deren 25jähriges Jubiläum wir jetzt feiern, sein Siegel aufgedrückt. Es ist wenig bekannt, daß der Kultusminister Bosse, damals Geheimer Rat im Reichsamt des Innern, den ersten Entwurf dieser berühmten Botschaft gemacht hat; dann hat der Fürst Bismarck mit seiner gewaltigen Handschrift die bezeichnendsten Stellen hinzugefügt, nämlich die, daß heute der Arbeiter einen berechtigten Anspruch habe an die Hilfe des Staates; und daß man sich den sozialen Aufbau der Zukunft denken müsse in Korporationen, auf der Grundlage eines christlichen Volkslebens. Als nun zum ersten Male diese Gesetze in den Reichstag kamen, da erinnere ich mich der großen Stunde, als der Fürst das Wort nahm, man würde ja diesen Gesetzen den Vorwurf machen, daß sie Sozialismus enthielten, aber das mache auf ihn keinen Eindruck. Dieser Sozialismus sei christlich, und er könne ihn ja nur als praktisches Christentum bezeichnen. Nicht immer ist der Fürst Bismarck auf diesem Boden geblieben; wer sich mit diesen Dingen beschäftigt, wird sich erinnern, daß der Kanzler den Reichstag in Verwunderung setzte durch Ausführungen über die Sonntagsarbeit. Er meinte, der Arbeiter könne den Sonntagslohn nicht entbehren, also müsse er auch die Sonntagsarbeit tun.

Wenn später Erinnerungen von dem dritten Reichskanzler veröffentlicht sind über die Trennung des Fürsten Bismarck von unserem Kaiser, so werden Sie alle das Gefühl haben, daß diese Erinnerungen eines Reichskanzlers nicht ganz würdig sind, daß sie vielfach ein kleinlicher Klatsch sind, bei dem man gar nicht begreift, wie ein so hochgestellter, so lange Jahre in der Politik stehender Mann ihn niederschreiben konnte. Aber in dem einen hat Fürst Hohenlohe recht, daß er entwirrt, wie die Stellung des Fürsten Bismarck zu den sozialen Plänen des Kaisers der Anstoß zur Trennung dieser beiden Männer geworden ist. Man bedenke nur, daß unser Kaiser am 4. Februar 1890 seine beiden Erlasse veröffentlichte, von denen der eine die ganze gebildete Welt nach Berlin einlud, um über die soziale Frage zu beschließen, der andere sich mit den Arbeitsbedingungen der arbeitenden Klasse beschäftigte und nicht nur die Versicherungsgesetze gut hieß, sondern Schutzgesetze für den Arbeiter, für seine Familie, für den Sonntag mit großem Ernst forderte. Leider konnte der Fürst Bismarck nicht zustimmen; und er tat, was er nur konnte, um das Zustandekommen der geplanten Konferenz zu hintertreiben. Es ist so tragisch wie möglich, aber es ist durchaus eine Tatsache, daß der Mangel an christlich-sozialen Anschauungen den Kaiser zuerst von seinem Kanzler entfremdet hat. Das ist aber nicht der alleinige Grund. Ich weiß, daß der Fürst Bismarck die Trennung ganz klar voraussah. Schon 1½ Jahre vorher, ehe sie geschah, da war er als Gebatter auf einer Kindtaufe; eine Freundin von uns war Mitgebatterin. Es war niemand da, als der Fürst, diese Gebatterin und der Taufvater. In solchem kleinen Kreise läßt man sich wohl gehen und spricht geheime Gedanken vom Herzen herunter. Da floß der alte Kanzler seine Zukunft so dar: „Der Kaiser wird bald sein eigener Kanzler sein wollen, das wird dann gewisse Schwierigkeiten geben. Einmal werde ich ihm noch nachlaufen und bei den Rodschöhen fassen, ich werde ihn auch noch einmal festhalten. Aber nach einem Jahre wird ein neuer Anstoß kommen, er wird sich dann wieder trennen wollen, ich werde ihm wieder nachlaufen, ihn wieder an den Rodschöhen fassen, aber die Rodschöhe dann in meiner Hand behalten.“ Und aufs genaueste traf diese Schilderung der Zukunft ein. Nun, noch ist die Zeit nicht da, um solche großen Ereignisse in allen Kleinigkeiten zu enthüllen, noch sollte man warten und über die unliebsamen Dinge Gras wachsen lassen. Aber darin wird wohl der alte Hohenlohe recht behalten, daß er als das Ergebnis seiner Erinnerungen durchblicken läßt; wenn die beiden Männer sich voneinander getrennt haben, so hat nicht bloß einer die Schuld, sondern beide. Ich aber möchte meine Meinung dahin aussprechen, daß

Ich diese Trennung für ein ungünstiges Geschick unseres deutschen Vaterlandes halte. Ich bin überzeugt, es wäre besser gewesen, unser alter Reichskanzler hätte wie ein Feldmarschall in Zivil bis an sein Lebensende seine Stellung inne behalten, es wäre niemals von Zwist die Rede gewesen, und dieser Zwist hätte auch keiner Versöhnung bedurft. Es ist doch ein Miß, der durch die erste Geschichte des neuen Deutschen Reiches hindurchgeht; der alte Reichskanzler hat bitter darunter gelitten.

Noch ein Wort muß ich über eine Seite des Fürsten Bismarck sagen, die gerade in christlichen Kreisen vielfach besprochen wird, nämlich, wie es um des Fürsten Christentum bestellt war. Wer ihn gekannt und gehört, wer seine Bücher gelesen, wer aus seinen Privatunterhaltungen ab und zu etwas vernommen hat, der kann nur mit der größten Bestimmtheit sagen: Fürst Bismarck ist bis an sein Lebensende ein überzeugter Christ gewesen. Vielleicht war er am Schluß seiner Regierung und am Ende seines Lebens nicht mehr so innerlich wie früher; aber es hat bestimmt keine Zeit gegeben, wo unser alter Kanzler an den Glaubenswahrheiten des Apostolikums gezweifelt hätte. Wer das wunderbare Buch liest, den Briefwechsel an seine Braut und Gemahlin, der wird mit diesem Urteil noch gar nicht zufrieden sein, denn diese Briefe zeigen uns den jugendlichen Herrn von Bismarck als einen innerlichen, tief vom Geiste Gottes ergriffenen Pietisten. Der Brief an seinen Schwiegervater, manche Briefe an seine Braut und an seine nachmalige Gemahlin atmen so sehr den Geist des lebendigen Christentums, daß man sich etwas Köstlicheres gar nicht denken kann. Aber — und das war seine Grenze — Bismarck war ein echter Protestant, wie es in unseren Tagen viele Tausende gibt — er war ein überzeugter Christ, aber er wußte und hielt sehr wenig von der Kirche. Er meinte, Religion sei etwas ganz Persönliches, Individuelles, aber daß für ein Volk, für einen Staat, für ein Reich das Christentum eine Macht sein müsse, die man pflegen soll, mit der das Wohl und Wehe der Nation steht und fällt, das wußte und glaubte er nicht. Darum konnte er auch die einstige freundliche Fürsorge des jungen Kaisers für die Berliner Stadtmission nicht verstehen. Als bei der Waldersee-Versammlung Prinz Wilhelm sich öffentlich für die Stadtmission ausgesprochen hatte, da war bald danach in der Wilhelmstraße im Reichskanzler-Palais eine „stürmische Zeit“. Der Prinz hatte ihm geschrieben, der Fürst könne sich darauf verlassen, daß er selbst und alle, die sich daran gemacht hätten, die Stadtmission zu pflegen, nichts anderes wollten, als rein religiöse Dinge tun. Daron hatte der Fürst Bismarck wahrlich nicht zu zweifeln brauchen, denn die Männer, die sich dazu zusammengeschlossen hatten, waren gar nicht fähig, irgend eine gemeinsame Politik zu machen. Da war der lokale Ministerpräsident Puttkamer, der vorsichtige Kultusminister von Gossler, der Fürst von Stolberg-Bernigerode, der niemals an irgendeiner politischen Intrigue teilgenommen hätte, der Graf Hohenberg, der Intendant des königlichen Theaters — was an sich schon ausschließt, daß man politische Propaganda treiben kann — und Herr von Mitzbach, daneben ich als Vertreter der Stadtmission. Und nun glaubte der alte Reichskanzler wirklich, aus diesem Kreis könnte ein Komplott gegen ihn hervorgehen, wir könnten meinen, er müßte durch einen anderen ersetzt werden. Er dachte vielleicht an den Grafen Waldersee, der auch mit zu diesem Kreise gehörte. Aber alle die Wirren und Irrungen, die damals — sehr zum Bedauern wahrer Christen und sehr zum Schaden unseres öffentlichen Volkslebens entstanden — wären unnötig gewesen.

Es handelte sich wirklich nur darum, in die großstädtischen Massen mehr Christentum, mehr Seelsorge, mehr Evangelium mit seinen Lebensstrahlen hineinzutragen. Und das war nötig; es war eine große Veräumnis dieser großen und glänzenden Zeit, daß es nicht geschah. Man denke daran, daß, als der Zivilstand eingeführt wurde und wir nach einem Vierteljahr die Statistik von dieser Zeit aufmachten, sich folgendes ergab: Von 100 Ehen, die geschlossen wurden,

waren nur 18—19 kirchlich eingegnet, und von 100 Geburten nur etwa 52—53 durch die Taufe geweiht. Also beinahe die Hälfte der geborenen Kinder in Berlin blieb ungetauft und mehr als vier Fünftel der Ehen wolle „den göttlichen Segen nicht“. Man kann sich den Zustand unseres kirchlichen Volkslebens nicht trostloser denken als er war. Und daß man hier nicht eingriff, daß hier nicht von allen Seiten jede Mühe angewandt, jedes Mittel gebraucht wurde, um diesen Zustand zu ändern, das ist natürlich eine große Schuld. Es liegt — wenigstens für uns Männer der Inneren Mission, für uns Leute der Kirche — wie ein dunkler Schatten über dieser großen Zeit. Aber das darf uns nicht abhalten, unserem großen Reichskanzler die Liebe und Verehrung des christlichen Deutschland nachzutragen. Denn daß er damit nichts Kirchenfeindliches, Ungöttliches wollte, dessen können wir sicher sein. Dem alten Büchel begegnete er einmal im Tiergarten zu Pferde. — Es war unmittelbar nach dem französischen Krieg — und Büchel sagte zu ihm: „Ich möchte Sie einmal fragen, ob Sie für Ihre Politik auch den lieben Gott angerufen haben.“ — „Ach“, sagte der Fürst darauf, „lieber Herr General-Superintendent, wie können Sie wohl denken, daß man solche großen Dinge tun könnte, ohne sich mit dem lebendigen Gott ins Einvernehmen zu setzen. Meine Taten sind die Frucht meiner Gebete.“ So war er; das sollen wir auch immer festhalten; und wenn er von mancher Seite hingestellt wird als einer, der das Christentum nicht hochgehalten hat, so ist das durchaus ein Irrtum. Der Fürst Bismarck war, wie ich nochmals wiederhole, ein überzeugter Christ, nur kein Anhänger der Kirche und ihrer Verhältnisse.

## Aus Welt und Leben.

— **Armer und Hygiene in England.** Auf dem Hygienekongress in Blackpool sprach sich Lord Derby über den Gesundheitszustand im Heere aus. U. a. zeigte er, welche großen Fortschritte das Gesundheitswesen in der Armee in den letzten 20 Jahren mit Hilfe des Royal Army Medical Service gemacht habe, ein Fortschritt, der um so bedeutsamer sei, als die während des Militärdienstes angenommenen Gewohnheiten der Unterordnung gegenüber sanitären Vorschriften, der Reinlichkeit und Mäßigkeit auch auf die Lebensverhältnisse der Leute nach Absolvierung des Militärdienstes von großem Einfluß sind und dadurch auch auf die Gesundheitsverhältnisse der allgemeinen Bevölkerung zurückwirken. Lord Derby zeigte, daß seit 1891 die Zahl der Krankheitsfälle im Vereinigten Königreich und den Kolonien auf die Hälfte und in Indien auf ein Drittel zurückgegangen sei. Von besonderem Interesse waren eine Reihe von Einzelziffern. So ist dank den Arbeiten der Liverpooler „Schule für tropische Medizin“ die Zahl der Fälle von Maltafieber von 1904 auf 1910 von 320 auf 0 zurückgegangen, während 1912 sich wieder 3 Fälle zeigten. In Indien waren 1892 per 1000 Soldaten 1514 Krankheits- und 17 Todesfälle zu verzeichnen, welche Ziffern bis 1912 auf 547 und 4 zurückgegangen waren. Die Krankheitsfälle an Entzündungen gingen innerhalb 9 Jahren von 1366 auf 118, die Todesfälle von 292 auf 26 per 1000 zurück. Bei Malaria war in derselben Zeit ein Rückgang von über 17000 auf weniger als 6000 zu verzeichnen, während die Todesfälle von 1903 bis 1911 von 35 auf 6 zurückgegangen waren usw. Merkwürdig ist der wohlthätige Einfluß, den die Erregungen Irlands durch das dort aufgegriffene System eines militärischen Trainings schon jetzt gezeigt hat. Die Zahl von Verbrechen und die Fälle von Trunksucht sind deutlich zurückgegangen, und viele Freiwillige haben sich den Temperenzbestrebungen angeschlossen. Auch die körperliche Verfassung der nur sechs Monate dienenden Rekruten zeigt nach absolvierter Dienstzeit eine merklliche Verbesserung. Der Durchschnittsflieg von durchschnittlich 32,7 auf 34,1 Zoll, das Gewicht von 123 auf 131 Pfund, und sogar das Körpermaß hatte um fast einen vollen Zoll zugenommen.

(„Daily Post and Mercury.“)